

Doris Fleischmann

Unser aller Haus

Roberts Beichte war nicht vollständig, aber ich konnte mir aus den Bruchstücken doch eine Geschichte zusammenreimen. Er brauche eine Auszeit, müsse den Dingen auf den Grund gehen und sich Neuem öffnen, meinte er. Wie ein Häufchen Elend saß er auf unserem Wohnzimmersofa, den Blick starr auf seine Knie gerichtet. Im ersten Moment sah es für mich so aus, als würde er zu ihnen sprechen - aber niemand trennt sich freiwillig von seinen Knien. Also musste ich davon ausgehen, dass er mich meinte. Ich hörte seine Worte und überlegte, wie Eva Pollak, die Hauptfigur meiner Krimis, reagieren würde. Als Robert fertig war, stellte ich mein Weinglas auf den Couchtisch und sagte verständnisvoll: „Dann alles Gute. Sie muss wirklich eine tolle Frau sein.“ Ohne seine Reaktion abzuwarten, nahm ich meine Handtasche und verließ unsere Wohnung. Leben und leben lassen. Das war nicht nur das Motto von Eva Pollak.

Es ist interessant zu beobachten, wie auf die Aussage, man sei Schriftstellerin, reagiert wird. Bei Beamten und Gemüsehändlern ruft das leichte Verwirrung hervor, bei Journalisten und Jugendlichen hingegen meistens Sympathie. Vor Kurzem machte ich Bekanntschaft mit Immobilienmaklern. Diese Spezies war überaus kritisch. Freischaffende Künstler ohne regelmäßiges Einkommen wären ein zu hohes Risiko, sagte einer der Makler, ein zweiter wollte ohne Gehaltsbestätigung nicht einmal mit mir sprechen, und der Rest teilte mir mit, dass die Wohnungen bereits vergeben wären. Trotzdem gab ich die Hoffnung nicht auf, einen Verwalter zu finden, der eine Schriftstellerin in seinem Wohnhaus willkommen heißen würde.

Wieder einmal war ich auf dem Weg zu einer Besichtigung, diesmal am anderen Ende der Stadt. Ich fuhr mit der Straßenbahn. Sechs türkische

Mädchen saßen im Waggon und prahlten mit ihren Liebesabenteuern, die sie wahrscheinlich zum Großteil erfunden hatten. Sie waren höchstens 14 oder 15 Jahre alt, trugen Kopftücher und glitzernde Gewänder. Manche von ihnen hatten wunderschöne Gesichter, alle waren stark geschminkt. Als sie die Straßenbahn verließen, bemerkte ich, wie die Fahrgäste aufatmeten. Eine ältere Dame schüttelte den Kopf und sagte laut: „So viel Verderbtheit, es ist kaum zu glauben.“

Was diese Mädchen in den Augen der älteren Dame wohl so verdorben hatte? Ich erinnerte mich an meine Volksschulzeit in den 70er-Jahren. Wir hatten zwei türkische Kinder in unserer Klasse, ein Mädchen und einen Buben; ihre altmodischen Kleider und ihre Schüchternheit sind mir gut in Erinnerung geblieben.

Bei der nächsten Haltestelle stiegen wir aus, die ältere Dame und ich. Wir gingen zum selben Haus.

Sie nickte mir interessiert zu. „Bus fahren ist heutzutage noch viel anstrengender, als die Straßenbahn zu nehmen“, sagte die ältere Dame, als wir beim Eingangstor angekommen waren. „Sie können sich das gar nicht vorstellen. Jeden Abend sitzen ein paar Jugendliche auf den hinteren Bänken und trinken aus einer Flasche. Vorglühen nennt man das, so stand es zumindest in der Zeitung. Die Buben grölen und die beschwipsten Mädchen lachen dazu.“ Ich machte ein besorgtes Gesicht. Meiner Erfahrung nach war das die beste Reaktion, um aufgeregte Menschen zu beschwichtigen. „Es ist wahrhaftig kein Vergnügen für mich“, klagte die ältere Dame, „ständig diesen Fusel-Geruch in der Nase zu haben.“

„Einen schönen Nachmittag, Frau Jedlicka“, sagte ein junger Mann im Anzug zu der älteren Dame. Er hatte im Hauseingang gewartet. Frau Jedlickas Augen begannen zu leuchten. „Männer mit Manieren sind eine Wohltat“, raunte sie mir zu.

„Sind Sie vielleicht die Interessentin für die Wohnung im dritten Stock?“, fragte mich der Mann im Anzug. Als ich bejahte, stellte er sich als Hausverwalter vor. „Das ist ja wunderbar“, strahlte Frau Jedlicka. „Kommen Sie doch nach der Besichtigung noch auf eine Tasse Tee bei mir vorbei. Ich wohne einen Stock unter Ihnen.“

„Sie haben bei Frau Jedlicka ordentlich Eindruck gemacht“, meinte der Makler später in der Wohnung. Als ich ihn fragend ansah, fügte er hinzu: „Ohne sie geht hier gar nichts.“ Die Wohnung gefiel mir auf Anhieb. Die Zimmeraufteilung war sympathisch, und es gab einen kleinen Balkon, von dem aus man in den begrünten Innenhof sehen konnte. Zu meiner Überraschung lief alles ohne Schwierigkeiten ab. Rasch hatten wir den Vertrag unterschrieben. Nun musste ich nur noch in den zweiten Stock, um meinen Antrittsbesuch bei Frau Jedlicka zu absolvieren.

Die Wohnung war voll mit Antiquitäten, wie ich es mir vorgestellt hatte. Frau Jedlicka führte mich in das Speisezimmer. Es gab schwarzen Tee und Marillenkuchen. „Selbst gebacken“, sagte sie stolz, „nach einem altem Rezept“.

Ich ließ mir gerne noch ein zweites Stück auf den Teller geben.

Während Frau Jedlicka redete, dachte ich darüber nach, was „Ohne sie geht hier gar nichts“ bedeuten mochte. Der Hausverwalter hatte mich neugierig gemacht. Tyrannisierte Frau Jedlicka die anderen Mieter oder war sie vielleicht sogar die Besitzerin des Hauses?

Als ich mich nach einer Stunde von ihr verabschiedete, bemerkte ich im Vorzimmer an der Wand ein Dutzend Kinderfotos, Kinder in sämtlichen Hautfarben der Erde. „Das sind alles meine Patenkinder“, sagte Frau Jedlicka. „Wissen Sie, wenn man eine so schreckliche Kindheit hatte wie ich, muss man diesen armen Wesen einfach helfen.“ Sie öffnete die Wohnungstür. „Was arbeiten Sie eigentlich?“, fragte sie mich, als ich

bereits am Gang stand. „Ich schreibe Krimis“, antwortete ich. Frau Jedlicka zog die Augenbrauen hoch. „Dann muss man sich vor Ihnen ja in Acht nehmen.“ Ich lächelte und ließ mir mein Erstaunen nicht anmerken. „Haben Sie nochmals vielen Dank für den Tee.“

Jeder hat eine Leiche im Keller, würde Eva Pollak in so einem Fall sagen, man muss nur tief genug graben. Ich war gespannt, was mich in diesem Haus noch alles erwarten würde.

Meine Freundinnen, die mir in den letzten sechs Wochen abwechselnd Asyl gewährt hatten, konnten aufatmen. Endlich hatte ich eine eigene Wohnung gefunden.

Am späteren Nachmittag traf ich mich mit zwei Freundinnen. Christine bestand darauf, eine Shopping-Tour durch die Billigläden zu machen. Während die beiden entzückt die Regale durchwühlten, kam ich mit einer der Verkäuferinnen ins Gespräch. Die junge Chinesin war auf Umwegen nach Österreich gekommen, ohne Geld und ohne Familie. Trotz allem hatte sie noch großes Glück gehabt, in einem dieser Shops zu landen. Ich verstand. Für einen meiner Krimis hatte ich Recherchen über das Leben von Chinesen in Österreich gemacht. Es lief alles streng organisiert ab. Eva Pollak hätte in diesem Zusammenhang sicher das Wort Mafia verwendet. Der Vater der jungen Chinesin war nachgekommen, und sie hatte vor Kurzem eine kleine Wohnung gemietet. Sie muss sehr geschickt sein, dachte ich und bewunderte ihre hochgesteckte Frisur und die auffällige rote Haarschleife. Erstaunlich, was mir fremde Menschen alles erzählten. Ich sah mich im Laden um. Was die Leute an unnützen Dingen kaufen, nur weil sie billig sind! Unglaublich. Meine beiden Freundinnen kamen mit prall gefüllten Einkaufskörben zur Kassa. Spontan entschloss ich mich, einen der silbernen Buddha-Köpfe zu kaufen. Er würde gut in mein neues Vorzimmer passen.

Der Buddha-Kopf sah beeindruckend aus. Er wertete meine neue Wohnung richtig auf. Ich nahm meine Jacke und machte mich auf den

Weg zu einem Interview-Termin. Heute waren keine türkischen Mädchen in der Straßenbahn, dafür ein Österreicher mit Tourette-Syndrom. Das schien niemanden besonders aufzuregen. Wir zogen unsere Köpfe ein, während seine Schimpftiraden auf uns niederprasselten.

Der Journalist fragte mich beim Interview, zu welchem Thema ich gerade arbeiten würde. „Wahrnehmungen“, antwortete ich. „Begonnen hat es damit, dass meine italienische Freundin von den schrecklichen Österreichern am Strand von Rimini erzählte und über das Entsetzen in ihrer Familie, als sie sich dazu entschloss, in Österreich zu arbeiten. Sie war hoch erstaunt, als sie in Wien ankam und feststellte, dass es auch andere Österreicher gab. Ich finde, Menschen und Nationen von mehreren Seiten zu betrachten, kann oft sehr erhellend sein.“

Als ich später das Kaffeehaus verließ, hatte ich das Gefühl, dass es ein gutes Gespräch gewesen war. Ich konnte also auf einen positiven Artikel hoffen.

In der neuen Wohnung hatte ich mir ein Schreibzimmer eingerichtet, in das ich mich zum Arbeiten zurückziehen konnte. Meine Freunde hatten sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, dass ich oft tagelang nicht erreichbar war. Für Robert war das von Anfang an ein Problem gewesen. Er war zwar selbst oft ein Wochenende lang mit seinen Freunden unterwegs, aber dass ich zwei Tage durchschrieb und in dieser Phase kein erhöhtes Interesse an seinen Befindlichkeiten zeigte, kränkte ihn jedes Mal. Ich konnte mich allerdings nicht daran erinnern, dass er mich jemals von einem seiner Wochenendausflüge aus angerufen und sich nach meinem Befinden erkundigt hätte.

„Wie geht es Ihnen in der neuen Wohnung?“, fragte mich Frau Jedlicka, als wir eines Tages gemeinsam auf den Lift warteten. „Sehr gut“, antwortete ich, „es ist herrlich ruhig in diesem Haus, ideal zum Schreiben.“

„Hoffentlich sagen Sie das auch noch, nachdem die Familie Nikolic aus dem Urlaub zurückgekommen ist“, meinte Frau Jedlicka.

Als ob sie auf ihr Stichwort gewartet hätten, stürmten plötzlich drei Kinder beim Haustor herein, gefolgt von einer schwer gepackten Frau.

„Wir sind wieder zurück!“, rief die gepackte Frau und begrüßte Frau Jedlicka höflich, dann nickte sie mir zu.

„Das ist Ihre neue Nachbarin“, sagte Frau Jedlicka und machte uns miteinander bekannt. Wir drei fuhren mit dem Lift nach oben, die Kinder stürmten über die Treppe hinauf. Frau Nikolic und ich stiegen im dritten Stock aus, ich half ihr mit dem Gepäck. Herr Nikolic war noch auf der Suche nach einem Parkplatz. Die Kinder waren schon in die Wohnung gelaufen. Die Tür stand weit offen, und der älteste Sohn saß bereits vor dem Computer.

„Wer keinen Internetzugang hat, ist ein Mensch zweiter Klasse“, erklärte mir Frau Nikolic. „Mein Ältester hat schon mit fünf Jahren selbst den Computer gestartet und mit anderen Kindern im Internet Schach gespielt.“

Ich verabschiedete mich und ging in meine Wohnung. Vor meinem geistigen Auge konnte ich die drei Nikolic-Brüder sehen, wie sie den ganzen Tag vor ihren Computern saßen und mit fremden Kindern Schach spielten. Faule kleine Biester, hätte Eva Pollak gesagt.

Ich begann für mein Wahrnehmungsthema die Gewohnheiten meiner Mitbewohner zu studieren. Es gab 20 Wohnungen im Haus und fast so viele Nationalitäten. Es hätte ewig gedauert, bis ich alle getroffen hätte, aber Frau Jedlicka kannte jeden und gab mir gerne Auskunft. Ich bemerkte, wie ihr unsere Gespräche mit der Zeit Spaß machten. Ich fertigte eine Skizze des Hauses an und zeichnete alle Wohnungen ein. Dazu legte ich einzelne Blätter an, um alle Informationen zu den einzelnen Wohnungen und Bewohnern notieren zu können.

Im ersten Stock wohnte ein Mann aus Afrika. An seiner Eingangstür prangte ein Aufkleber mit einem fremdländischen Staatswappen und der Aufschrift „Namibia“. Frau Jedlicka hegte die Befürchtung, dass der Afrikaner in dunkle Geschäfte verwickelt sein könnte oder, noch schlimmer, als Drogenkurier arbeitete. Umso erstaunter war ich, als ich ihn bei einer meiner Lesungen traf. Er war UNO-Diplomat und ein begeisterter Anhänger meiner Krimis. Es wurde ein vergnüglicher Abend, von dem ich Frau Jedlicka nichts erzählte. Mir war aufgefallen, dass sie nicht gerne ihre Meinung änderte.

Von dem marokkanischen Ehepaar im vierten Stock wurde Frau Jedlicka regelmäßig zum Essen eingeladen. „Die wissen, wie man Feste feiert“, meinte sie. Außerdem seien es gebildete Leute, beide Ärzte, die ihr schon öfters bei gesundheitlichen Problemen geholfen hätten. Zum nächsten Essen wurde ich gleichfalls eingeladen und war sehr erstaunt, wie exotisch es in der Nachbarwohnung aussah; als befände man sich auf einem anderen Kontinent. Das sagte ich auch zu Frau Jedlicka. Sie nickte und meinte großzügig: „Und trotzdem ist es unser aller Haus.“

Die Mitglieder der Familie Nikolic war derselben Meinung. Sie hatten bereits den halben Gang okkupiert und breiteten sich ständig weiter aus. Langsam bekam ich Schwierigkeiten, überhaupt noch zu meiner Wohnungstür zu gelangen. Überall im Gang standen Kartons herum. Herr Nikolic hatte seinen Elektroinstallationsbetrieb kurzerhand hierher verlegt. Schwierige Zeiten, meinte Frau Nikolic, als ich sie darauf ansprach. Zu meiner Überraschung meinte Frau Jedlicka, dass ich bitte Geduld haben möge. Diese Situation hätten sie vor zwei Jahren schon einmal gehabt, und Herr Nikolic wäre wieder auf die Beine gekommen. „Wie lange hat es damals gedauert, bis er ein neues Geschäftslokal gefunden hat?“, fragte ich Frau Jedlicka. „Nur sechs Monate“, meinte sie. Ich war sprachlos.

Ein paar fette Monate hätte ich mir auch gewünscht. Robert war mit seinen Zahlungen im Rückstand. Er wollte unbedingt die Wohnung und

die Möbel behalten, doch nun fehlte ihm das Geld, um mir meinen Anteil abzulösen.

Zu meiner Beruhigung war die heutige Buchpräsentation sehr erfolgreich verlaufen. Ich konnte also darauf hoffen, dass sich mein neuer Krimi gut verkaufen würde. Als ich mich auf den Heimweg machte, war es schon spät. Eva Pollak hätte es natürlich schon an der Straßenbahn-Haltestelle gespürt, aber ich war noch in Gedanken verloren und bemerkte die Absperrung erst, als ich vor unserem Haus stand. Plötzlich nahm ich auch die blau blinkenden Lichter auf den Autos wahr.

„Was ist hier los?“, fragte ich einen Mann in Uniform. „Gehen sie bitte weiter. Hier gibt es nichts zu sehen“, antwortete er. „Ich will nichts sehen“, sagte ich trotzig und zeigte auf das Haus, „ich will in meine Wohnung.“ „Es hat ein Unglück gegeben“, erwiderte der Uniformierte, „bitte warten Sie hier.“ Er winkte seinen Kollegen heran und verschwand im Haus.

Ich war zu müde, um mich aufzuregen, trotzdem hatte ich sofort ein Bild im Kopf. Familie Nikolic war von Einbrechern erschossen worden. Herr Nikolic hatte sie dabei ertappt, als sie die Elektrogeräte stehlen wollten. Die armen drei Nikolic-Brüder. Ich sah sie vor mir, wie sie über den Tastaturen ihr Leben ausgehaucht hatten. Plötzlich musste ich kichern, vielleicht hätte ich doch nicht so viel Weißwein trinken sollen.

Es dauerte noch eine Weile, bis der Uniformierte mit einem Mann im dunklen Anzug zurückkam. Ob ich im zweiten Stockwerk wohne, wurde ich gefragt. Ich schüttelte den Kopf. Das Unglück war also im zweiten Stock passiert. Es konnte nur Frau Jedlicka sein. „Ich möchte zu ihr, ich habe sie sehr gut gekannt“, stammelte ich.

Ich hatte ein komisches Gefühl, als wir im zweiten Stock aus dem Lift stiegen. Am anderen Ende des Ganges standen ein paar Leute beisammen. Das war nicht die Wohnung von Frau Jedlicka. Auf meiner

Skizze prangte an dieser Stelle noch ein großer weißer Fleck. Eine Person löste sich aus der Gruppe: Frau Jedlicka. „Es war doch eine so nette junge Frau, sie ist erst vor einem Monat hier eingezogen.“

In der Ecke des Ganges lag ein gekrümmter Körper. Auf dem hellen Kleid konnte man bräunliche Flecken sehen. Ich erschrak, als ich die rote Haarschleife erkannte. „Wo ist ihr Vater?“, fragte ich Frau Jedlicka und den Mann im dunklen Anzug. Beide sahen mich erstaunt an. Ich schilderte ihnen, was mir die junge Chinesin damals erzählt hatte. Frau Jedlicka wurde blass. „Ich habe nie einen Mann gesehen. Er muss sich die ganze Zeit über versteckt haben.“

„Lassen wir die Polizei ihre Arbeit tun“, sagte ich zu Frau Jedlicka, „ich bringe Sie jetzt in Ihre Wohnung.“

Als ich die Tür hinter uns geschlossen hatte, begann Frau Jedlicka leise zu weinen. Es war noch etwas anderes, das sie beschäftigte. Ihre Vergangenheit war zurückgekommen. Sie und ihr jüdischer Vater hatten den Nationalsozialismus überlebt, und irgendwann später hatte sie dann Herrn Jedlicka kennen gelernt, einen älteren reichen Mann, der sie mit nach Wien nahm und ihr seine Zinshäuser vererbte. Seit damals half sie guten Menschen, die es notwendig hatten. Ich bekam ein schlechtes Gewissen, als ich ihre Geschichte hörte, und musste ihr von unserem Afrikaner im ersten Stock erzählen. Sie lächelte, als ich mich von ihr verabschiedete. Müde ging ich in den dritten Stock hinauf. Herrn Nikolics Kartons standen unbeschädigt am Gang. Eva Pollak hätte sicher wütend geklingelt. Sie muss einfach sensibler werden, dachte ich, das kann ich doch von ihr verlangen. Auch Figuren entwickeln sich schließlich weiter. Roberts Worte kamen mir in den Sinn: Ich brauche eine Auszeit. Ich muss den Dingen auf den Grund gehen und mich Neuem öffnen. „Gar keine so schlechte Idee“, murmelte ich schlaftrunken und öffnete die Tür zu meiner Wohnung.

Unser aller Haus erschien im September 2011 in der Anthologie
Identitäten (edition atelier, ISBN 978-3-90-2498-49-6).